

Institut für Glaube und Wissenschaft  
Stresemannstraße 22  
35037 Marburg  
[www.iguw.de](http://www.iguw.de)  
[info@iguw.de](mailto:info@iguw.de)

institut für glaube   
und wissenschaft

# Kein Tod auf Golgatha?

Dr. Fabian F. Grassl<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> [www.fabiangrassl.org](http://www.fabiangrassl.org)

Der einflussreiche Neutestamentler und Nachfolger Rudolf Bultmanns in Marburg, Werner Georg Kümmel, charakterisierte die rechte Haltung des Historikers zum Forschungsobjekt, in Kümmels Kontext die synoptischen Evangelien, mit „kritischer Sympathie“.<sup>2</sup> Davon ist im vorliegenden Buch *Kein Tod auf Golgatha* (München 2019) von Johannes Fried, einem in eigenen Worten „schlichten Historiker, der nicht einmal für die Antike zuständig ist“ (22), nichts zu spüren. Fachfremd wagt sich Fried an ein komplexes Thema, dem er nicht ansatzweise gewachsen ist. Von der Redensart „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ hält Fried nicht viel. Dementsprechend wild geht es auf den ca. 190 Seiten dann auch zu. Dabei präsentiert sich der Autor als nüchterner, vermeintlich vernunftgetriebener Aufklärer, um dann in einem religionskritischen Husarenritt durch die Anfänge des Christentums zu hetzen. Immer wieder pauschalverurteilend und ohne Rücksicht auf Verluste gesteht Fried wenigstens ein, dass es sich bei seinem eigenen Entwurf der weiteren Lebensgeschichte Jesu im zweiten Teil des Buches (Kapitel 4 bis 6) um „reine Spekulation“ (156, 161) und Hypothesen (74, 93, 160-1) handelt.

An seiner medizinischen Deutung am Lanzenstich des Legionärs im Johannes-evangelium Kapitel 19, Verse 33 und 34, die er im ersten Teil (Kapitel 1 bis 3) entfaltet, gibt es für ihn allerdings nichts zu deuteln. Fried ist sich absolut sicher: „[Jesus] erlitt am Kreuz auf Grund innerer Verletzungen eine CO<sub>2</sub>-Narkose, die ihn in todesähnliche Ohnmacht versetzte, aber nicht tödlich endete, da der Stich [des Legionärs] in die Seite nun wie eine Punktierung bei ausgeatmeter Lunge wirkte. [...] So ergibt es sich aus der medizinischen Deutung der einzigen verwertbaren Darstellung des Todes am Kreuz [...]. Zweifel sind unberechtigt“ (73).

Nun wollen wir es aber dennoch wagen, an Frieds steilen Thesen ein kleines bisschen Zweifel aufkommen zu lassen. Dabei muss Fried nicht befürchten, dass ihm, wie er im Vorwort mit heroischem Unterton betont, sein Buch „endlosen Widerspruch und Feindschaften einbringen wird“ (7). Zumindest nicht von unserer Seite. Denn zum einen widerspricht er sich mit seinen Winkelzügen und verschwörungstheoretischen Thesen schon selbst. Zum anderen bringt ihm sein Buch nicht Feindschaft, sondern in Fachkreisen höchstens verständnisloses Kopfschütteln ein. Kopfschütteln darüber, wie gerade er als renommierter Historiker sich zu solch einem Machwerk hinreißen lassen konnte.

Jesus von Nazareth hat die Kreuzigung überlebt, so die zentrale Aussage Frieds. In seinem Büchlein unternimmt er den Versuch, die seit rund 200 Jahren *ad acta* gelegte Scheintodhypothese wiederzubeleben. Den Todesstoß (man verzeihe die Wortspiele) erhielt diese Hypothese aber nicht, weil sie als unvereinbar mit der

---

<sup>2</sup> Jesu Antwort an Johannes den Täufer. Ein Beispiel zum Methodenproblem in der Jesusforschung, Wiesbaden 1974, 143.

Überlieferung galt, wie von Fried behauptet wird (14). Vielmehr verlief die Theorie im Sand, weil selbst Erzskeptiker wie David Friedrich Strauß (1808-1874) ihre Unhaltbarkeit anerkannten. In seinem bahnbrechenden Werk *Das Leben Jesu* (1835) verwarf Strauß die in seinen Augen völlig unplausiblen Verschwörungs- und Scheintodtheorien zugunsten der Theorie von der Legendenbildung. Nichtsdestotrotz präsentiert uns Fried seine Thesen als „aufklärerisch“ (14). Seine heilige Mission? Durch „sachliches Wissen“ die „erschütternde[n] Einbildungen und fordernde[n] Dogmen“ (156), den zur Religion gehörenden Mythos (82), „ihre Mythen und Phantasmen“ (155) entblößen. Gebetsmühlenartig wiederholt er in regelmäßigen Abständen, dass die „Dogmatik [...] rückwirkend keine historische Realität [erschafft]“ (138, vgl. 50, 82, 122, 128, 152). Da hat Fried völlig Recht – religionskritische Fantasterei aber auch nicht!

In welchem Genre seine Ausführungen dabei anzusiedeln sind, darüber scheint sich Fried selbst nicht ganz im Klaren zu sein. Teilweise liest sich sein Buch wie ein fiktiver Kirchenthriller, wie ein misslungener Nachahmungsversuch Dan Browns. Gleich auf der ersten Seite verrät er, dass der ursprünglich angedachte Entwurf eines „Kriminalromans“ nach Anraten seiner Frau verworfen wurde und sein Büchlein somit als „hypothese[n]reiche historische Abhandlung“ gedacht sei (7). Gerade dieses Selbstverständnis gibt seinem Unternehmen nun eine tragische Note, denn jetzt möchte er mit seinen Aussagen ja nicht mehr unterhalten, sondern ernst genommen werden.

Ziel allen historischen Wissens ist nie die Gewissheit, sondern stets die begründete Wahrscheinlichkeit. Im Laufe des Buches erweist sich Fried dann aber als Meister des unbegründeten Konjunktivs, der seine Hypothesen immer wieder mit der Peitsche des Imperativs vorantreibt. Auf S. 21 gibt er noch offen zu, dass er sich „ohne Zweifel“ auf Glatteis begibt. Auf S. 26 geht es ihm um „mehr oder weniger erfolgreiche Annäherungen an das einstige Ganze“. Auf Seite 47 plötzlich der Umschwung: „Das Grab war leer! Damit haben sich alle Exegeten abzufinden.“ Basta! Auf S. 73 sind Zweifel „unberechtigt“ (vgl. 85, 106), eine Seite später ist Jesus „mit Gewissheit“ untergetaucht. Im Epilog bekräftigt Fried erneut: „Sie haben ihn nicht getötet, mit Gewissheit nicht“ (166). Denn „alle Beteiligten [sind] einem Irrtum aufgesessen, einem Schein- und Nicht-Wissen erlegen“ (165). Jesus, der „kynisch geprägte Lehrer und Thaumaturg“ blieb Jude: „Ein ‚Christ‘ wurde er gewiss nicht“ (159). Kriminalroman oder historische Abhandlung? Frieds religionskritische Absolutheitsansprüche wären für Ersteres, wenn überhaupt, eher angemessen gewesen. Er entschied sich für Letzteres.

Fried plädiert dafür, endlich den Medizinern das Wort zu erteilen (25). Die Scheintod-Theorien früherer Vertreter wie z. B. Schleiermacher konnten nämlich

nicht überzeugen, da sie „von zu vielen Hypothesen und unbeweisbaren Voraussetzungen geprägt [waren]. Ihnen fehlte gleichsam der harte Kern [...]“ (70). Diesen „harten Kern“ glaubt Fried nun naturwissenschaftlich bzw. medizinisch liefern zu können. Dafür stützt er sich auf einen kurzen Artikel von Ledochowski und Fuchs, „Die Auferstehung Christi aus medizinischer Sicht“ (2014). Doch schon in den 1940er Jahren erschien ein Artikel von W.B. Primrose, „A Surgeon looks at the Crucifixion“, der den Stich in Jesu Seite als nicht letale abdominale Verletzung gewertet hatte (172). Das 1986 auch ein detaillierter Artikel der Mediziner Edwards, Gabel und Hosmer erschienen ist („On the Physical Death of Jesus“, im Internet kostenlos abrufbar), der medizinisch für den Tod Jesu plädiert, wird von Fried nur kurz in einer Anmerkung erwähnt (26, 171). Es passt ja auch nicht zu seiner These. Diese mutet wie aus einem zweitklassigen Kirchenthiller an: „Jesus war zunächst in eine tiefe, narkoseähnliche CO<sub>2</sub>-Ohnmacht gefallen; man konnte ihn für tot halten. Sein Retter aber war nahe, jener römische Soldat nämlich, der ihm zufällig in die betroffene Seite stach. Das war kein Todesstoß, wie gelegentlich angenommen wird, vielmehr ein Kontrollstich in die Rippen, um zu prüfen, ob der Gekreuzigte tatsächlich tot war. Er war es nach Meinung der Soldaten“ (36-7).

Der harmlose „Kontrollstich“ sorgte für eine Entlastungspunktion und linderte die Atemnot. „Die verzögerte Sauerstoffzufuhr im Hirn“ ließ Jesus dann noch eine Weile für tot erscheinen, obwohl er flach, kaum wahrnehmbar, wohl mit nur einem Lungenflügel, weiteratmete (37). Jesus überlebte also dank inkompetenter römischer Henker. Allein dies lässt schon zweifeln, wenn man den Umstand bedenkt, dass römischen Scharfrichtern bei Nachlässigkeit, sprich: Davonkommen des zu Exekutierenden, selbst die Todesstrafe drohte. Nun wurde der scheinote Nazarener vom Kreuz abgenommen und den eigentlichen Rettern übergeben. Joseph von Arimathia und Nikodemus standen zur Stelle und hielten dann im Grab – „wunderbarer Weise – einen aus der Ohnmacht Erwachenden in ihren Armen“ (38). Sie waren es nun auch, die die fantastische Geschichte von Jesu Auferstehung ausformulierten, denn die „schlichten Jesus-Jünger kamen dafür gewiss nicht infrage“ (59).

Spätestens hier beginnen sich die konfusen Widersprüche in Frieds Theorie zu häufen. Laut Fried hüteten „die Wissenden“, also Nikodemus und Joseph von Arimathia, geheimbündlerisch die „Geheimnisse der ‚Auferstehung‘“ vor den Jüngern. Auch Paulus wurde ein Opfer dieser Vertuschung (59). Schwerstverletzt kommt Jesus dem Tode davon und nimmt in den folgenden Wochen bis zu seiner angeblichen Himmelfahrt, die in Wirklichkeit seine Flucht in die Dekapolis darstellt, „die Unterweisung seiner Jünger wieder auf, lehrte also wieder“ (81). Wie

die Jünger dazu kamen, den völlig zerschundenen Jesus als triumphalen Todesüberwinder zu akzeptieren, erklärt uns Fried leider nicht. Für die Juden bedeutete der Tod am Schandpfahl die völlige Zerstörung jeglicher messianischer Hoffnungen. Allein das jüdisch-programmatische Statement aus Deuteronomium 21:23 reicht aus, um Frieds gemutmaßte Vergöttlichung eines gescheiterten jüdischen Wanderpredigers in das Reich der Fabeln zu verweisen. Dort heißt es: „Denn von Gott verflucht ist derjenige, der [ans Holz] gehängt wurde [...]“ (Schlachter 2000). Die psychologisch destruktiven Auswirkungen des Kreuzigungsvorgangs in der damaligen Welt sind für uns heute, die wir uns so an das Kreuz als Kulturgut gewohnt haben, gar nicht mehr vorstellbar (siehe hierfür Martin Hengels vorzügliche Studie *Crucifixion*, Philadelphia 1977).

Auch erklärt Fried uns nicht, warum es Jesus in den folgenden Wochen seiner Unterweisung nicht für nötig hielt, den Jüngern die Wahrheit zu sagen. Und warum „das Wunder der Todüberwindung [...] öffentlich werden [sollte]“, wie Fried auf Seite 79 behauptet, warum der Auferstehungsglaube als Rettung der Jesus-Gemeinde diene (142), wird auch nicht weiter erläutert. Wäre es nicht am sichersten für Jesus gewesen, so lange wie möglich unentdeckt zu bleiben? Was wäre für Römer und Priester naheliegender gewesen, als den Entkommenen sofort erneut zu exekutieren? Warum haben Nikodemus und Joseph den Gemarterten nicht im Verborgenen gehalten? Und welche Motive hatten später die Jünger, Jesus erscheinen und genau nach sechs Wochen verschwinden zu lassen (83)? Der Höhepunkt dann auf S. 123. Hier behauptet Fried, dass die Jünger in Jerusalem nach dem Verschwinden Jesu trotz vorherigen sechswöchigen Unterrichts den von Jesus abgelehnten Osterglauben fest etablieren konnten. Fried spekuliert allen Ernstes, ob der Emigrant Jesus später überhaupt wusste, was von ihm verkündet wurde. Was hat Jesus seine Jünger in den sechs Wochen denn gelehrt, dass sie dann, sobald er verschwunden war, mit seiner Auferstehung genau das Gegenteil von dem verkündeten, was er wollte? Jedenfalls, so Fried, erleichterte Jesu Verschwinden seine „Vergöttlichung“, auch dank des Umstands, dass der Auferstehungsglaube im antiken Judentum fest verwurzelt war (82-3). Natürlich waren die Jünger mit dem Auferstehungsglauben vertraut. Jedoch mit der allgemeinen Auferstehung aller am Ende der Zeit, nicht mit der Auferstehung Einzelner inmitten der Geschichte, wie die Reaktion Marthas auf Jesu Aussage bzgl. der Auferweckung des Lazarus eindrucksvoll belegt (vgl. Joh. 11:24).

Vergöttlichung also eines Gekreuzigten im orthodoxen Judentum des ersten Jahrhunderts? Eines Gekreuzigten, der nach wunderhaftem Überleben seine Nachfolger instruiert, ihn nicht als Gott zu verehren und diese dann genau das nach seinem Verschwinden trotzdem tun? Fried mutet seiner Leserschaft einiges

an Vorstellungskraft zu. Seiner Ansicht nach entstand das Christentum dank unfähiger Henker, Joseph von Arimathia und Nikodemus. Joseph und Nikodemus haben wir „die Erstverkündung der Auferstehung zu verdanken, [...] die Grundlegung der neuen Religion“ (86-7).

Jesus „lebte, er aß, er trank, er lehrte. Er war nicht tot“ (41). Auch kein verzögertes Sterben einige Wochen nach dem wundersamen Überleben? Für Fried unmöglich. Er fragt allen Ernstes: „Was wäre dann die Todesursache?“ (83). Nun, wie wäre es mit Wundstarrkrampf oder anderen Infektionskrankheiten? Geißel, Nägel und Lanze werden vor Gebrauch von den Legionären kaum desinfiziert worden sein. Aber Jesus darf für Fried auch später nicht sterben, denn sonst hätte er keine Grundlage mehr für seine Abenteuergeschichte im zweiten Teil des Buches. Gemäß Fried flieht Jesus zunächst nämlich in die Dekapolis und dann nach Ägypten, bevor es ihn nach einem missglückten Rückkehrversuch schließlich nach Ostsyrien verschlägt. Dass es sich bei dem aufrührerischen Ägypter, für den Paulus in Apostelgeschichte Kapitel 21 fälschlicherweise gehalten wird, um Jesus handelt, ist für Fried offensichtlich (116-9). Übrigens: Für genau diese Stelle ist die Apostelgeschichte in seinen Augen ausnahmsweise historisch zuverlässig, genau wie auf S. 84, wo sie ihm ebenfalls gut ins Konzept passt. Ach ja, Frieds Hauptgrund, warum Jesus nach seinem Überleben in die Dekapolis flüchtet, ist folgender: Den Evangelisten unterlief bei der Geschichte von der Heilung des Besessenen in Gerasa bzw. Gadara (Mk. 5; Mt. 8) ein „Erinnerungslapsus, eine temporale Inversion“ (105). Tatsächlich war Jesus erst nach seiner Kreuzigung, also in seiner zweiten Lebensphase, dort. Der Name des von Jesus ausgetriebenen Dämons lautet nämlich „Legion“. Römische Kerntuppen wurden in der Dekapolis aber erst nach Niederschlagung des Jüdischen Aufstands, also nicht vor dem Jahr 73, stationiert (102-3). In der römischerfreundlichen Gegend ist der wiedergenesene Jesus nach seiner Kreuzigung (103) dann mit einer romfeindlichen Botschaft aufgetreten. Mittlerweile hat Jesus ja auch allen Grund zu seiner Romfeindlichkeit, haben die Römer doch erfolglos versucht, ihn aufs Kreuz zu legen („Legions-Dämon“, 104-5).

Jesus muss somit erneut fliehen, denn mit seiner antirömischen Polemik kommt er im Zehn-Städte-Gebiet nicht gut an. Also weiter nach Ägypten. Warum Ägypten? Das wissen wir u. a. durch Kelsos, den Kritiker des Christentums aus dem 2. Jahrhundert, dessen Schriften Origenes eine ausführliche Erwiderung widmete. Den von Kelsos und späteren Judenchristen kolportierten Gerüchten dürfen wir wie den kanonischen Evangelien natürlich keinen Glauben schenken (118-9). Aber eine zuverlässige Tatsache verraten uns diese Informanten dann doch: Jesus war zwölf Jahre lang in Ägypten. Diese Auskunft ist historisch zuverlässig. Ganz sicher! Warum wir gerade dieser Information vertrauen dürfen? Das verrät uns Fried leider auch nicht. Aber es muss so sein. Die Zeit in Ägypten war demnach

kein Kindheitserlebnis, wie Matthäus (2:13-15) wieder einmal fälschlich berichtet, sondern „vielmehr ein Exil aus Armut“ (118-9). Fußnoten bzw. Anmerkungen, mit denen Fried seine Thesen substantiell stützen würde, sind auf seinem wilden Ritt übrigens spärlich gesät. Als Beispiele dienen hier die Seiten 108-9 und 127, 150, 160-1, in denen der verhinderte Kriminalbuchautor radikale Thesen aufstellt, ohne sie ausreichend bzw. überhaupt zu belegen.

Auch die Schlüsselpassage aus dem Johannesevangelium, Kapitel 19, Verse 33 und 34, mit dem Lanzenstich in die Seite Jesu ist für Fried historisch unbedingt zuverlässig (30: „Ich hege an der Sachlichkeit des Berichts keine Zweifel [...]“). Bei den restlichen biblischen Quellen, vor allem der Apostelgeschichte mit „ihrer offenkundigen Fehlerhaftigkeit“ (174) und den Synoptikern mit ihrer „Einsilbigkeit und Wundersucht“ (53, vgl. 64), handelt es sich allerdings um nicht ernstzunehmende „Glaubensdokumente“ (26): „Keiner der Evangelisten wusste im Hinblick auf Grablegung und Auferstehung Genaueres“ (89). Denn die kanonischen Evangelien und die Apostelgeschichte, die ja „frühestens zwei Generationen nach dem Geschehen konzipiert [wurden]“, sind mit ihren Glaubensausschmückungen generell unglaubwürdig (92). Von diesen Texten also kommt keine Hilfe (94). Da vertraut Fried schon lieber der „Exzerptsammlung des ‘Abd al-Jabbâr (gest. 1024/25), die [...] tradierte Texte des fünften oder sechsten Jahrhunderts [...] überliefert“ (126). Denn hier liegen auch nur ca. 500 Jahre zwischen Original und Sammlung. Ein halbes Jahrtausend Zeitabstand? Für Fried kein Problem. Ca. 40 Jahre bei den Evangelien? Äußerst problematisch!

Überhaupt ist Fried nur zu loben, wenn er bei seiner „Suche keinen visionären, ekstatischen Formen christlicher Verkündigung“ vertraut (93). Vielmehr gilt: „Legenden als Quelle für Jesu Überleben? Warum nicht? Die kanonischen Texte, spät wie sie überliefert sind, präsentieren sich [...] nicht weniger legenden-, mythen-, mitunter geradezu märchenhaft“ (135), sind durch die „legendenbildende Macht der Jahrzehnte“ deformiert (52) und auch nicht durch Augenzeugenschaft geprägt (157). „Allein der Jünger, den Jesus liebte, dürfte Augenzeuge gewesen sein“ (68). Natürlich, denn den braucht Fried ja auch für seine Theorie. Warum ausgerechnet an der Sachlichkeit des Johannes keine Zweifel bestehen, der ja in der Auslegungsgeschichte unter den Evangelisten seit David Friedrich Strauß den schwersten Stand hat, verrät uns Fried dann auch nicht weiter (20, 22, 30, 90).

Überhaupt offenbart Frieds mangelhafte Bewertung der Augenzeugenschaft erneut beispielhaft seine fehlenden Einblicke in den gegenwärtigen Forschungsstand. Er ist vom Kenntnisstand her bei der formgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Skepsis Anfang des letzten Jahrhunderts stecken geblieben und hinkt dem aktuellen Stand somit nur ungefähr 60 (Formgeschichte) bzw. 100 Jahre

(Religionsgeschichte) hinterher. Bultmann als Hauptvertreter der formgeschichtlichen Schule wird ab und an erwähnt (speziell 46) und Frieds religionsgeschichtliche Abhängigkeit offenbart sich u.a. auf S. 143, wo er – mit äußerst mangelhaften Quellenverweisen – den Einfluss von Mysterienkulten behauptet. Diese These wurde schon in den 1950er Jahren im bahnbrechenden Werk von Hans Grass, *Ostergeschehen und Osterberichte* (1956), zurückgewiesen. Doch für Fried sind die Evangelien prinzipiell unzuverlässige „Glaubensdokumente“ (26), von der Profanhistorie kaum berührte Glaubensanweisungen (155), die nicht herangezogen werden dürfen, außer natürlich, wenn es um die Weiterentwicklung der eigenen Theorien geht.

Von den Forschungsergebnissen der epochalen theologischen Wende, die ab 1953 mit Bultmanns Schüler Käsemann einsetzte, lesen wir nichts; somit auch nichts vom eben angesprochenen Hans Grass. Weder von Campenhausen noch von Pannenberg, der seine ganze Christologie anhand der historischen Verifizierbarkeit von Jesu Dienst und Auferstehung entwickelte, ist bei Fried etwas zu finden. Die wichtigen Arbeiten der skandinavischen Uppsala-Schule um Harald Riesenfeld und Birger Gerhardsson zur jüdisch-mündlichen Überlieferungstradition (*Jewish Oral Tradition*) sind Fried unbekannt oder werden ignoriert (vgl. seine Aussage auf S. 73); ebenso die Weiterentwicklung dieses Ansatzes durch den deutschen Gelehrten Rainer Riesner (*Jesus als Lehrer*, Tübingen 1981). Die eminenten Arbeiten von Martin Hengel und Richard Bauckham? Keine Spur! Wissenschaftler wie Pinchas Lapide, der als Jude überzeugt ist, Jesus sei körperlich auferstanden, und die Ergebnisse anderer jüdischer Forscher wie Geza Vermes, Schalom Ben-Chorin oder Samuel Sandmel, die die jüdische Seite Jesu ganz neu hervorgehoben haben? Fehlanzeige! Stattdessen beharrt Fried auf Jesus als illiteratem (86-7; vgl. 59, 90) aber trotzdem weisen, nämlich kynischem Wanderlehrer (98, 104, 111, 113, 116, 118, 159, 161) und einer ebenso wenig begründeten Ost-West-Dichotomie: Der lateinische Westen mit seinen Verfälschungen und Legendenbildungen vom Gottessohn Christus gegen den aramäisch-arabischen Osten mit dem in den bekämpften Häresien durchscheinenden „echten“ Wanderprediger Jesus (94, 98, 108-9, 120-1, 125, 131, 143). Der Islam ist mit seiner Leugnung der Gottheit und des Kreuzestodes Jesu dann auch näher an der Wahrheit als das hellenisierende Christentum im Westen (140-1, 144-5, 148-9, 153-4). Harnack lässt grüßen.

Da überrascht es dann auch nicht mehr, wenn Fried behauptet, von den kanonischen Evangelien hätten wir „erst mit jahrhundertelanger Verspätung“ Handschriften (158). Vom John-Rylands-Papyrus (P52), das auf der Vorderseite Johannes 18:31-33, auf der Rückseite Johannes 18:37-38 enthält und von Paläographen zwischen die Jahre 100 und 150 n. Chr. datiert wird, scheint er noch nichts gehört zu haben. Nein, Fried vertraut bei seiner Suche „keinen visionären, ekstatischen



Formen christlicher Verkündigung“ (93). Da vertraut er schon lieber dem apokryphen Thomasevangelium, denn das „könnte [...] in größter Nähe zum ‚Auferstandenen‘ entstanden sein“ (93). Das frühestens im zweiten Jahrhundert entstandene Thomasevangelium mit seinen „deutliche[n] Korrekturen an der in hellenistischer Tradition verbreiteten Lehre der kanonischen Evangelien“ (131) ist Fried wichtige Quelle in der Spurensuche. Da muss man dann auch nicht die dort in Logion 114 gelisteten, frauenfeindlichen Aussagen Jesu und Petri erwähnen; dann schon lieber die paulinische Misogynie in den Vordergrund rücken (92). Frieds blindes Vertrauen in das Thomasevangelium nimmt spätestens auf S. 133 groteske Züge an: Lediglich aufgrund einer Erwähnung des Herrenbruders Jakobus in Logion 12 verlegt Fried die Entstehungszeit der Schrift tatsächlich vor 62 n. Chr. (laut Josephus wurde Jakobus in diesem Jahr gesteinigt)! Keine weitere Begründung, keine Anmerkungen und Quellenverweise. Einfach nur eine völlig willkürliche Bevorzugung des Thomasevangeliums gegenüber den vier kanonischen Texten. Was soll man da noch sagen?!

Apropos Herrenbruder! Für Grass, *Ostergeschehen und Osterberichte*, ist die Bekehrung des ursprünglich skeptischen Jakobus einer der sichersten Belege für die Auferstehung Jesu. Fried jedoch findet diesen außergewöhnlichen Umstand keiner Erwähnung geschweige denn Erklärung wert. Auch auf Gründe für die Kehrtwendung des Apostels Paulus vom Christenverfolger zum Christusverkündiger geht Fried nicht ein. Vielmehr gilt für Fried: „Jesu irdische Lebensgeschichte interessierte den Apostel nicht. Wie Jesus dem Grab entkommen war, ahnte der Apostel nicht“ (60). Für Paulus und die von ihm betreuten Gläubigen „zählten [...] allein Todüberwindung und Auferstehung“ (62). Auf die psychologische Absurdität dieser Vermutung wurde u. a. von Martin Hengel hingewiesen. Alleine schon aufgrund der einzigartigen Skandalstellung des Kreuzestodes in der Antike, so Hengel, war es den ersten christlichen Missionaren unmöglich, ihre Botschaft ohne ausführliche Informationen zum Leben und Sterben Jesu weiterzugeben. Sie mussten in ihrer Verkündigung detailliert auf die Umstände der Kreuzigung und Auferstehung eingehen, sonst hätte ihre Botschaft überhaupt kein Gehör gefunden.<sup>3</sup>

Außerdem: Möchte Fried uns wirklich glauben machen, dass in den fünfzehn Tagen, die Paulus mit Petrus und Jakobus in Jerusalem verbrachte (Galater 1:18-20), keinerlei Austausch zwischen den Dreien bezüglich der Kreuzigung und Grablegung stattgefunden hat? Paulus war laut Fried wohl nicht näher interessiert (60-1). Er war aber kein Betrüger, sondern Betrogener, da er den Auferstehungsglauben der hellenistischen Gemeinden lediglich übernommen hat (45-6, 59) und auch

---

<sup>3</sup> HENGEL, MARTIN: *Crucifixion*, Philadelphia 1977, 18.

– man höre und staune – von Jakobus oder Petrus während ihrer intensiven Zusammenkünfte hinsichtlich dieser falschen Botschaft nicht korrigiert worden ist (91-2). Es muss allen Ernstes gefragt werden, wen Fried mit solchen fantasievollen Geschichten überzeugen möchte? Abschließend noch ein letzter Edelstein aus der Friedschen Analyse: Auf den Seiten 90-1 betont er bezüglich des Treffens zwischen Paulus, Petrus und Jakobus auf der Grundlage von Galater 1:16-17, dass sich Paulus mit keinem Menschen beraten habe, auch nicht mit den Jüngern in Jerusalem. Das von Paulus festgehaltene fünfzehntägige Treffen mit Jakobus und Petrus in den Versen 18 bis 20 wird hier von Fried jetzt ganz ignoriert, obwohl er sie dreißig Seiten zuvor zitiert hat.

Diese Beispiele geben nur einen kleinen Einblick in die fantasiereiche Abenteuerwelt eines Mittelalterhistorikers, der denkt, er sei in der 2000jährigen Kirchengeschichte der Erste, der die seiner Meinung nach als „sicher“ geltenden medizinischen Implikationen von Johannes 19:33-34 theologisch erkannt hat (vgl. 21, 122, 164). Die daraus folgenden Denkmöglichkeiten, die Fried uns anbietet, sind äußerst originell. Im Kontext seiner These, Jesus sei nach Ägypten geflohen, formuliert er treffend: „Dass Jesus in Ägypten auftrat [...] ist denkbar, nicht aber bezeugt“ (120). Natürlich ist dies denkbar. Es ist auch denkbar, dass Jesus von Außerirdischen entführt wurde und auf dem Doppelstern Alpha Centauri als Wanderprediger weiterwirkte. Fried, der als nüchterner Historiker die religiösen Mythen durch sachliches Wissen platzen lassen möchte, präsentiert seiner Leserschaft fantastische Thesen, für die es wenig bis gar keine Anhaltspunkte gibt und die darüber hinaus den vielen weiteren erklärungsbedürftigen Tatsachen nicht gerecht werden. Die Vorgehensweise Frieds bietet somit ein exzellentes Beispiel für die Feststellung Rainer Riesners: „Der Skepsis gegenüber den Quellen kontrastiert oft ein ungebrochenes Vertrauen in die eigenen Hypothesen. V. Taylor hatte mit Recht kritisiert, daß R. Bultmann bei seiner Analyse der synoptischen Überlieferung möglichen Lösungen oft mit mehr Sympathie gegenüberstand als wahrscheinlichen. Denkbarkeit ist aber noch lange nicht Wirklichkeit! Skeptizismus und Spekulation erweisen sich oft als geistesgeschichtliche Zwillinge [...]“<sup>4</sup> Zu welchen absurden Ergebnissen würden wir kommen, würden wir uns mit Frieds hier praktizierter Vorgehensweise in seinem eigenen mittelalterlichen Forschungsfeld betätigen, mit einer ähnlichen prinzipiellen Skepsis gegenüber den Quellen, wie er sie gegenüber den kanonischen Schriften an den Tag legt, mit einer ähnlichen Willkürlichkeit in Bezug auf zweitklassige Überlieferungen, mit einer ähnlich fatalen Logik und Voreingenommenheit?

---

<sup>4</sup> RIESNER, RAINER: Jesus als Lehrer, Tübingen 1981, 81.

Zusammengefasst diskreditiert sich Frieds Werk also durch mindestens fünf zentrale Mängel. Erstens: Erklärungsnot! Selbst für den äußerst unwahrscheinlichen Fall, dass Frieds medizinische Hypothese mit all den dafür benötigten Zufällen stimmen sollte, versagt sie in der Erklärung aller erklärungsbedürftigen Fakten. Zweitens: Willkür! Fried geht in der Auswahl der Quellen durch eine naturalistische Voreingenommenheit (54) selektiv und wissenschaftlich unverantwortlich vor. Material, das seinen Thesen widerspricht, wird ignoriert oder ist ihm unbekannt. Damit verbunden der dritte Mangel: Rückstand! Fried ist als Laie nicht auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand. Er übersieht dementsprechend wichtige Entwicklungen und Quellen. Viertens: Widersprüche! Fried verfilzt sich in geheimbündlerischen Thesen und präsentiert zueinander konträr laufende Ungeheimheiten. Fünftens und letztens: Spekulation! Speziell aufgrund der Mängel 2 und 3 ist vor allem der zweite Buchteil (Kapitel 4 bis 6) von völlig unbegründeten Hypothesen durchzogen. In Frieds eigenen Worten handelt es sich hier um „reine Spekulation“.

So bleibt zum Schluss nur ein kleinwenig Bedauern über Frieds verpasste Möglichkeit: Hätte er sich doch bloß für den Kriminalroman entschieden! Für Frieds „Wunder“ der Rekonvaleszenz Jesu (77) braucht es jedenfalls weitaus größeren und vor allem blinden Glauben als für Jesu leibliche Auferstehung von den Toten.